



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

G., J.: Philistertum und Kunst

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

wanderten Deutschen jetzt wieder zum Deutschtum übergehn, daß eingehiratete, besonders auch evangelische Polen und Tschechen germanisiert werden (Deutsche Erde, Juli 1901, Nr. 105). Man sieht daraus, daß die Deutschen unter günstigeren Bedingungen, als sie gegenwärtig in unsern Ostprovinzen obwalten, auch heute noch sehr wohl imstande sind, in polnischer Umgebung nicht nur ihr Volkstum aufrecht zu erhalten, sondern es sogar durch Germanisierung polnischer Elemente auszubreiten. Vielleicht wird das im Innern des russisch-polnischen Sprachgebiets erstarkende Deutschtum noch einmal von Bedeutung für die Gestaltung der Nationalitätsverhältnisse im Osten. Jedenfalls wird durch sein Wachsen das Polentum, das sich wegen seiner verhältnismäßig geringen Volkszahl ohnehin nicht ins ungemessene ausbreiten kann, in seinem innersten Kern angegriffen, das Deutschtum unser Ostprovinzen aber durch einen solchen vorgeschobnen Wellenbrecher entlastet. Über kurz oder lang muß sich auch bei uns, wie es drüben in Österreich mit den Tschechen und Slowenen schon jetzt der Fall zu sein scheint, die Angriffskraft der Polen erschöpfen. Und wenn dann in dem Auf und Ab der Völkerbewegungen das Deutschtum wieder emporgehoben mit der alten Kraft über seine Grenzen vorbrechen wird, so kann sein siegreiches Fortschreiten zu weiterer Ausdehnung durch nichts mehr gefördert werden, als durch die Möglichkeit der Anlehnung an schon vorhandne Stützpunkte inmitten des fremden Volkes, die in tapferm Aussharren die schwere Zeit des Niedergangs, in der wir jetzt noch leben, überdauert haben.



## Philistertum und Kunst

Ein Feldherr ohne Heer scheint mir ein Fürst,  
Der die Talente nicht um sich versammelt.

Goethe, Tasso V, 1



Die Kunst schöpft aus den Quellen der großen Mutter Natur, und diese, die Natur, trotz ihrer großen, scheinbar ungebundenen, grenzenlosen Freiheit, bewegt sich doch nach ewigen Gesetzen, die der Schöpfer sich selbst gesetzt hat, und die nie ohne Gefahr für die Entwicklung der Welt überschritten oder durchbrochen werden können. Ebenso ist es in der Kunst, und beim Anblicke der herrlichen Überreste aus der alten klassischen Zeit überkommt einen auch wieder dasselbe Gefühl: hier herrscht auch ein ewiges, sich gleich bleibendes Gesetz: das Gesetz der Schönheit, das Gesetz der Harmonie, das Gesetz der Ästhetik. Dieses Gesetz ist durch die Alten in einer so überraschenden und überwältigenden Weise und vollendeten Form zum Ausdruck gebracht worden, daß wir mit allen modernen Empfindungen und allem unsern Können stolz darauf sind, wenn uns gesagt wird bei einer besonders guten Leistung: „Das ist beinahe so gut, wie es vor 1900 Jahren gemacht worden ist.“ — Aber beinahe!

Unter diesem Eindruck möchte ich Ihnen dringend ans Herz legen: Noch ist die Bildhauerei zum größten Teile rein geblieben von den sogenannten modernen Richtungen und Strömungen, noch steht sie hoch und hehr da — erhalten Sie sie so, lassen Sie sich nicht durch der Menschen Urteil und allerlei Wind der Lehre dazu verleiten, diese großen Grundsätze aufzugeben, auf denen sie aufbaut ist! Eine Kunst,

die sich über die von Mir bezeichneten Geseze und Schranken hinwegsetzt, ist keine Kunst mehr, ist Fabrikarbeit, ist Gewerbe, und das darf die Kunst nie werden. Mit dem viel mißbrauchten Wort „Freiheit“ und unter seiner Flagge verfällt man gar oft in Grenzenlosigkeit, Schrankenlosigkeit und Selbstüberhebung. Wer sich aber von dem Gesez der Schönheit, dem Gefühl für Ästhetik und Harmonie, die jedes Menschen Brust fühlt, ob er sie auch nicht ausdrücken kann, loslöst und in dem Gedanken einer besondern Richtung, einer bestimmten Lösung mehr technischer Aufgaben die Hauptsache erblickt, der versündigt sich an den Urquellen der Kunst.

Aber noch mehr: Die Kunst soll mithelfen, erzieherisch auf das Volk einzuwirken, sie soll auch den untern Ständen nach harter Mühe und Arbeit die Möglichkeit geben, sich an den Ideale wieder aufzurichten. Uns, dem deutschen Volke, sind die großen Ideale zu dauernden Gütern geworden, während sie andern Völkern mehr oder weniger verloren gegangen sind. Es bleibt nur das deutsche Volk übrig, das an erster Stelle berufen ist, diese großen Ideen zu hüten, zu pflegen und fortzusetzen, und zu diesen Idealen gehört, daß wir den arbeitenden und sich abmühenden Klassen die Möglichkeit geben, sich an dem Schönen zu erfreuen und sich aus ihren sonstigen Gedankenkreisen heraus- und emporzuarbeiten. Wenn nun die Kunst, wie es jezt vielfach geschieht, weiter nichts thut, als das Elend noch schenßlicher hinzustellen, als es schon ist, dann versündigt sie sich am deutschen Volke. Die Pflege der Ideale ist zugleich die größte Kulturarbeit, und wenn wir hierin den andern Völkern ein Muster sein und bleiben wollen, so muß das ganze Volk daran mitarbeiten, und soll die Kultur ihre Aufgabe voll erfüllen, dann muß sie bis in die untersten Schichten des Volks hindurch gedrungen sein. Das kann sie nur, wenn die Kunst die Hand dazu bietet, wenn sie erhebt, statt daß sie in den Kinnstein niedersteigt. Ich empfinde es als Landesherr manchmal recht bitter, daß die Kunst in ihren Meistern nicht energisch genug gegen solche Richtungen Front macht. Ich verkenne keinen Augenblick, daß mancher strebsame Charakter unter den jüngern Anhängern dieser Richtungen ist, der vielleicht von bester Absicht erfüllt ist; er befindet sich aber doch auf falschem Wege. Der rechte Künstler bedarf keiner Marktchreierei, keiner Presse, keiner Konnexion. Ich glaube nicht, daß Ihre großen Vorbilder auf dem Gebiete der Meisterschaft weder im alten Griechenland, noch in Italien, noch in der Renaissancezeit je zu einer Reklame, wie sie jezt durch die Presse vielfach geübt wird, gegriffen haben, um ihre Ideen besonders in den Vordergrund zu rücken. Sie haben gewirkt, wie Gott es ihnen eingab, im übrigen haben sie die Leute reden lassen. Und so muß auch ein ehrlicher, rechter Künstler handeln. Die Kunst, die zur Reklame heruntersteigt, ist keine Kunst mehr, und mag sie hundert- und tausendmal gepriesen werden. Das Gefühl für das, was häßlich oder schön ist, hat jeder Mensch, mag er noch so einfach sein.

Das sind goldne Worte! Man muß sie sich gegenwärtig halten — und darum werden sie hier noch einmal abgedruckt —, wenn man die ganze Thorheit des Sturms erkennen will, den der Kaiser durch seine Rede gegen sich entfacht hat, und der noch lange nicht nachlassen wird, sondern immer neue Staubwolken verbissener Wut aufwirbelt. An dieser Wut erkennt man es, wie die Worte des Kaisers gegessen haben bei denen, die sich getroffen fühlen konnten. Jeder, der mit klaren Augen echte Kunst vom Modetrödel zu unterscheiden vermag, wird in seinem Herzen aufgejubelt haben, als er diese Worte von solcher Stelle aus vernahm. Es war ihm klar, wie sie auf tausende von Herzen befreiend wirken mußten, die verständnislos und unsicher dem Verwirrenden gegenüberstanden, das ihnen geräuschvoll als eine neue Kunst entgegentrat, und auf tausende von andern Herzen, die mit Zorn und Verachtung,

aber ratlos auf das Vordringen einer sich mit Tamtam und Geschrei den Weg bahrenden Schar von Mittelmäßigen und Narren schauten, die auf Kosten der lieben Einfalt ihren Fexereien Geltung zu verschaffen suchten.

Im Beginn der großen Bewegung sahen wir lachend zu, als eine Reihe mittelmäßiger Talente unter sich die Parole ausgab, durch verblüffende Absurditäten die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, da es ihnen nun einmal nicht gegeben war, das durch ernsthafte Leistungen zu erreichen. Es ist denn auch kein Blödsinn unversucht geblieben, weder in den Gegenständen, noch in der Technik, die Laienwelt in Erstaunen zu setzen, wie jeder weiß, der die Anfänge der Sezession beobachtet hat. Aber daß dieser Blödsinn zum Siege gelangen könnte, daß ein großes Publikum wirklich so dumm sein könnte, die Sache ernst zu nehmen, daß sie in den Reihen der Künstler selbst Fanatismus erzeugen und in kurzer Zeit eine Anzahl in der Öde ihres Daseins glaubenslos gewordne Galeriedirektoren ans Narrenseil spannen würde — das hätte man nicht für möglich gehalten. Und doch ist es so — quia absurdum est. Erst ein dürftiges Wässerchen, ist es zu einem Strom angeschwollen, der seine trüben Fluten durch alle Länder reißt: der Sieg der Mittelmäßigkeit über den Geist, der Verrücktheit über die gesunde Vernunft: die reine und echte Demokratie als die Herrschaft der Inferiorität und des Philistertums, das durch seine Massenhaftigkeit alles wahre Leben erdrückt, auf diesem einen Gebiete der Kunst!

Auch in unsrer modernen Welt, deren notgedrungen, mit seinem die Massen in Bewegung setzenden und mit Massen wirkenden Materialismus leider so verflachend auf das geistige Leben der Nation einwirkt, war es verblüffend, mit welcher Schnelligkeit sich der Modeschwindel trotz der Armlichkeit seiner Gedanken Bahn brach. Es war wohl mehr diese offenbare Ideenlosigkeit als ein bewußter Kunstgriff, daß die Modernen sehr bald von dem eigentlichen Gebiet der Kunst auf das des Ornamentalen hinübergriffen. Trotz des kraffen Naturalismus und der groben Sinnlichkeit, durch die sie zunächst zu wirken versucht hatten, verflüchtigten sich ihnen die festen Formen der Natur in Umrisse und Linien, die nur noch mit flachen in Kontrasten wirkenden Farbtönen ausgefüllt wurden; ihre Gebilde erhielten einen rein ornamentalen Charakter, und die Übertragung auf die Kleinkunst lag nahe. Diese wurde denn auch alsbald der Tummelplatz der Kunst der „Moderne“; sie wurde zur Dekoration, und hier kam ihr eine Macht entgegen, die unsrer Zeit das Gepräge giebt: die Industrie. Die Industrie, die immer Neues braucht, immer nach den neusten Mustern sucht, womit sie das Publikum zum Kauf ihrer Waren zu reizen hofft, und die keine andern Ideale hat, als dieses eine: das Neueste. Je auffallender dieses ist, desto besser. So sahen wir das armselige, dünnfädige Liniengewebe des modernen Stils in unglaublich kurzer Zeit alles überziehn, worauf sich ein Ornament anbringen läßt, Vasen, Schalen, Bücher, Hausrat, Wände; alles, worauf das Auge trifft und was man in die Hand bekommt, übertriebt es, ja das Gerät selbst nahm seine kindischen spinnebeinigen Formen an — die Industrie hatte ihre Muster und machte die Mode, und der mußte sich auch die Kunstgewerbeschule unterwerfen, denn sie hat ja praktischen Be-

dürfnissen zu dienen im Interesse ihrer Schüler — sie muß lehren, was gangbar ist, und so hat nun die Tollheit auch ihre Methode. Was kann denn das Publikum machen? Es muß die Dinge so kaufen, wie sie zu haben sind, und schließlich gewöhnt es sich an alles, es mag in noch so große Dummheit und Geschmacklosigkeit ausarten. Industrie und Künstler aber rufen: Seht ihrs! Wir haben es getroffen, wonach das Schönheitsbedürfnis der Welt verlangte.

Natürlich schwoll den Modernen der Kamm gewaltig. Dieser Riesenerfolg auf dem Gebiete des Kunstgewerbes gab ihnen Recht; nach diesem Siege durften die Titanen sich zumuten, den Olymp zu stürmen. „Nieder mit den alten Göttern! Nieder mit den alten Gesetzen! Freiheit!“ Wir brauchen die Art dieser Freiheit nicht zu charakterisieren; ihre edeln Früchte hängen in allen Schaufenstern, Bilderläden und Händlerausstellungen, und unsre Kunstvereine öffnen ihnen ehrfurchtsvoll ihre Räume. Der große Pan, das Tier unter den Göttern, grinst feist aus dem Spiegel, der die Kunst sein soll.

In diesen Hexensabbath tönt jetzt klar und scharf die Rede des Kaisers, wie ein Trompetensignal, das die sammeln soll, die noch mit klaren Augen gegen den Unsinn kämpfen, damit sie einen festen Damm gegen die Schlammflut bilden, die alles gesunde Kunstleben zu ersticken droht. Und der Kaiser wird es erreichen; das Gefühl, daß das der sichere Erfolg sein wird, erklärt den Ingrim, mit dem man sich gegen ihn wendet; man fühlt sich plötzlich in seinem Siegeslauf gehemmt, und der Grimm ist um so größer, als man sieht, daß der Kaiser nicht nur zu reden, sondern zu handeln versteht, und daß er mit einer Kraft zu handeln weiß und vermag, die größer ist als die der Masse, die sich von der Thorheit hat mitreißen lassen.

Gott sei Dank, daß es so ist! Die Worte, die der Kaiser gesprochen hat, sind nicht schöne Worte, die ein Handeln erst versprechen, sondern sie sind das Schlußwort einer in stiller Arbeit langsam geförderten That. Mit der Vollendung der Siegesallee ist der Beweis erbracht worden, daß noch besseres möglich ist, als die Werke der „Modernen,“ die sich an Unfähigkeit überbieten.

Daß man sich in faulen Wigen über die Puppenallee in seinem Ärger darüber, daß sie gelungen ist, ohne daß einer von der neuen Kunst bemüht worden wäre, den Rang abzulaufen sucht, kann einen kühl lassen; das ist heute und morgen, und die „Puppen“ werden noch dastehn und von dem hohen Sinn des Kaisers Zeugnis ablegen, wenn von den Modernen von heute kein Mensch mehr etwas weiß. Daß auch die lieben Berliner selbst nur Schandbemerkungen im Munde führen, ist noch gleichgiltiger; der undankbare Berliner Janhagel ist immer gescheiter gewesen als seine Fürsten. Das ist sogar eine Sache von gestern, wenn sie auch jeden Morgen wieder in ihrer Schlafhaube aufwacht. Wie hoch oder wie niedrig die Kunstgeschichte der kommenden Zeiten die Denkmäler der Siegesallee einschätzen wird, auch das kann uns gleichgiltig sein. Uns sind sie ein Protest gegen die Erbärmlichkeit der Asterkunst des Tages, der „Moderne,“ und wir sind gewiß: in hoc signo vincemus, nämlich die, die der Vernunft gehorchen.

Es kann einem das Herz elend machen, wenn man sieht, mit welcher Plebejergesinnung die eben so großherzige wie großartige Gabe eines Fürsten,

die aus ehrlichem Hunger nach Kunst hervorgegangen ist und zu edelm Wett-eifer auf der Bahn zum Höchsten antreiben will, empfangen wird. Man könnte sagen: Laßt sie laufen mit ihrem Neid, ihrer Mißgunst, ihrem Haß, die doch nur Zeichen des Mangels ihrer Bildung sind; sie sind doch nur ein geiles Reis an dem Wuchs der wahren Kunst, die unbeirrt und still ihren eignen Weg gehn wird, unbekümmert um das Geschrei des Marktes — ja des Marktes! Das Spottwort der verkannten Genies der Sezession für alle ehrliche Arbeit war einmal „Marktkünstler“; wie schnell haben sie selbst gelernt, ihren Trödel feilzubieten!

Ihr Anmutiges haben alle Spätlingkünste, Rokoko, Empire und wie sie heißen. Auch unsre moderne bis ins Alberne übertriebne und bis zur Frage verzerrte Linienoffenbarung hat ganz unzweifelhaft auch Zierliches hervorgebracht; wo sich wirkliches Geschick mit ihr abgab und seine Farbenkontraste zu Hilfe nahm, da ist manches Netze geleistet worden, das kann man gern zugeben, aber es ist doch nur Spielerei, und von großer Kunst ist gar keine Rede dabei. Wenn man uns aber sagt, daß diese Spielerei, und vollends ihre Frage eine neue Welt schaffen solle, kann man doch nur lachen. Nun, es hat noch keine Mode gegeben, die nicht bald von einer neuen verschlungen worden wäre. Also könnte man die Moderne ihr Stroh ruhig vollends ausdreschen lassen, und es wäre wohl auch das Richtige — denn das Unrechte stirbt nicht schneller ab, als wenn man es unbeachtet läßt —, wenn nicht dieser Modesimpelei von einer Seite Succurs käme, wo man objektive Klarheit und Besonnenheit erwarten sollte, aus den Hallen der Universität. In der „Kunst für Alle“ (und ihrer erweiterten Ausgabe „Die Kunst“ — eine ist so kläglich modern wie die andre —) steht ein Artikel „Die Freiheit der Kunst“ von Professor Konrad Lange in Tübingen, der sich mit der Kaiserrede beschäftigt und das Provokanteste ist, was wir bis jetzt gesehen haben. Dieser Artikel veranlaßt uns, noch einmal das Wort zu ergreifen; es thut uns leid, daß wir uns gegen jemand wenden müssen, der auch an dieser Stelle Gastfreundschaft genossen hat, und den wir schätzen, aber seine Auslassungen dürfen nicht unwidersprochen bleiben; sie fordern die Zurückweisung heraus.

Natürlich wird auch hier, wie es schon anderswo geschehn ist, der Kunstgriff angewandt, daß man den, den man ins Unrecht setzen will, vor allem lächerlich zu machen versucht. Und das geschieht in der boshaftesten Weise. Der Kaiser — der Mann, der eben erst durch That und Wort bewiesen hat, in welchem Maße er von der Liebe zur Kunst beseelt ist, und eine wie selbständige, klare und energische Kunstanschauung er hat — wird mitleidig bedauert, daß ihm die Leute fehlten, die läuternd auf seinen Geschmack einwirken könnten. Daß auch er selbstverständlich seinen Geschmack für sich haben dürfe, wird ihm herablassend zugestanden. Ein Kaiser darf ebensogut wie jeder Spießbürger [Staatsbürger sagt Lange] seinen Geschmack geltend machen, der ja freilich ein — Staatsbürgergeschmack sein kann. Dann aber darf er ihn nicht für allgemeingiltig halten und über die Grenzen von Berlin und Preußen hinaus für mustergiltig vorschreiben wollen — mit dem preußischen Korporalstock natürlich —, wo doch andre Leute, z. B. Professor Lange, auch ihren Staatsbürgergeschmack für sich beanspruchen dürfen. — Wir wollen nicht alle Ge-

dankengänge der ersten anderthalb Spalten des Aufsatzes zwischen den Zeilen lesend wiedergeben, wir wollen diesen resümierend fortfahren lassen: „Man sieht aus alledem, daß der Kaiser in Bezug auf die Thatsachen des modernen Kunstlebens von seiner Umgebung dauernd im unklaren gehalten wird. Und das ist um so unbegreiflicher, als in Berlin Kunstgelehrte in führender Stellung leben, die ganz auf dem Boden der neuen Entwicklung stehn“; „ist es diesen Männern wirklich unmöglich gemacht, den Kaiser darüber aufzuklären, daß es eine große moderne Kunst giebt, die der antiken völlig ebenbürtig ist?“ „Haben die schwächlichen Vertreter einer epigonenhaften Hofkunst wirklich allein Gelegenheit, das Urteil des Kaisers zu beeinflussen und ihm einzureden, die moderne Kunst sei nur durch Reklame zu der Stufe emporgeschraubt worden, die sie gegenwärtig in der Schätzung aller Urteilsfähigen einnimmt?“ Nein, solche Leute, die dem mangelnden Verständnis des Kaisers aufhelfen könnten, werden natürlich nicht zugelassen. „Der gute Wille des Kaisers ist ja nicht zu bezweifeln,“ aber freilich, er ist eben übel beraten. „Wir können ihm gewiß aufs Wort glauben,“ daß er denen aufs Wort glaubt, die ihm sein Werk ins Gesicht loben; denn woher sollte er „die Meinungen der andern, der auswärtigen Künstler, der Kunstgelehrten, des Volks usw. kennen?“

Solche Dinge wagt man einem Fürsten zu sagen, dessen scharfen Blick alle scheuen, die mit ihm zu thun haben! Nein, im Gegenteil: Warum sollte er diese Meinungen über seine eigne stellen? Dieser plumpe Versuch, den Kaiser für einen schlecht unterrichteten, von der Meinung anderer abhängigen Dilettanten auszugeben, wird keinen mit besondrer Hochachtung erfüllen.

Und nun die Kinderei, so zu thun, als glaube man, daß der Kaiser nichts von den Künsten der Moderne wisse, und daß seine Umgebung — von der wunderbarerweise vorausgesetzt wird, daß sie einer wie alle gegen die modernen Kunstströmungen verschworen sei — ihm ihre Kenntnis vorenthalten könne. Als ob sie nicht in einer Menge von Publikationen, Kunstblättern, Zeitschriften, die jedermann zugänglich sind, und die der Kaiser natürlich gut genug kennen wird, auffällig genug ihr Wesen trieben; als ob diese Sachen nicht aus allen Schaufenstern schriegen und in allen Ausstellungen prangten.

Aber es kommt noch schöner. Nachdem dem Kaiser seine Stelle da angewiesen worden ist, wo er nach seines Rezensenten Meinung hingehört, schüttelt dieser das Haupt und giebt ihm einige beherzigenswerte Lehren wegen der Leichtfertigkeit seiner Äußerungen. „Darüber sind wohl alle Ästhetiker einig [wirklich?], daß es nicht angeht, bestimmte Richtungen, wie etwa die Antike, als ein für allemal vorbildlich hinzustellen, zu fordern, daß die Formen, die in einer bestimmten Zeit für schön gehalten wurden, nun auch für alle Zukunft maßgebend sein sollen.“ In jeder Generation giebt es Künstler, die über die Traditionen hinausgehn. „Und das »Körnchen« von Neuem und Eignem, was jeder Künstler, auch nach dem Zugeständnis des Kaisers, zu dem Alten, Überkommenen [der Sinn der Worte des Kaisers ist klar: zu dem überwältigenden Schatz des großen Alten] hinzuthun darf, läßt sich in seiner Größe nicht reglementsmäßig bestimmen.“ „Nicht diejenige Kunst ist Handwerk und Fabrikarbeit, die in dieser Richtung [indem sie „aus den Quellen der

großen Mutter Natur schöpft“] neue Wege sucht, sondern »diejenige, welche« die einmal gefundenen Formen, z. B. den Typus des Fürstendenkmals, gedankenlos und mechanisch rekapituliert.“ „Die Kunstentwicklung wird eben nicht von Einzelnen bestimmt, seien es Kaiser oder z. z., sondern sie erfolgt auf Grund der ewig gültigen Gesetze der Natur und des menschlichen Geistes.“ Freilich! Aber zu diesen Gesetzen gehören doch für sie vor allem die der Schönheit, deren Wesen manchem allerdings ewig verschlossen bleibt, und der menschliche Geist ist unglücklicherweise von verschiedner Dualität. Aber eben das Schöne! Der Kaiser hält es „für etwas Objektives, ein für allemal Gegebenes, das man der Kunst etwa in derselben Weise vorschreiben könne, wie den Soldaten Mut [!] und Disziplin [!], und er glaubt offenbar, daß, wie die Natur ihre ewig gültigen Gesetze von Gott empfängt, so die Kunst auf Erden in ihrer Entwicklung durch das Machtwort des Fürsten bestimmt sei.“ — Die gesperrten Worte haben wir uns zu unterstreichen erlaubt. Wir überlassen dem Leser die Bezeichnung einer solchen Kampfesart. Aber weiter.

Es beruht auf einer sehr richtigen Beobachtung und ist sehr beherzigenswert, wenn der Kaiser den Künstlern sagt, die Plastik habe sich bisher noch mehr von der Gemeinheit der Moderne freigehalten als die Malerei, denn in der That sind in den Ausstellungen mancher Jahre hinter uns die plastischen Arbeiten immer noch das Erträglichste und oft fast das einzige Erfreuliche gewesen. Daß wir hiermit nicht die Klingerschen und ähnliches meinen, ist wohl ohne weiteres klar. Aber gerade dieser und Geister seinesgleichen sind ja die Sterne am Himmel Langes. Sie „sind es gewesen, die die Antike teils inhaltlich, teils in formaler Beziehung wieder zu Ehren gebracht haben [von ihnen rührt eben die Kunst her, die ihr „völlig ebenbürtig ist“], wenn man auch zweifeln kann, ob der Wert ihrer Richtung gerade auf ihrer antikisierenden Richtung beruht.“ Das klingt wunderbar, aber zu diesem Zweifel muß man natürlich schon deshalb kommen, weil es stutzig machen muß, daß der Kaiser die Bildhauer auf die Antike hinweist, trotz der Künstler, die sie ja schon „wieder zu Ehren“ gebracht haben, und weil man den Verdacht hegen könnte, daß er vielleicht gerade diese Künstler mit meinte, wenn er von Schrankenlosigkeit, Selbstüberhebung und in den Kinnstein hinabsteigen redet. Nein doch, das ist ja nicht möglich, denn der Kaiser kann, wenn er von der modernen Kunst redet, doch „nur einen verschwindend kleinen Teil derselben gemeint haben, nämlich eine gewisse pornographische Erzählerlitteratur der achtziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts — [mit der er natürlich ganz vertraut sein wird] —, deren Schweinereien niemals in der Plastik und [der] Malerei Eingang gefunden haben — und auch in der Litteratur Gott sei Dank längst überwunden sind.“ Wem will Lange diese Albernheiten einreden? Denkt er denn, man gehe blind an den Schaufenstern vorüber und durch die Ausstellungen, und es wisse niemand, wie sich die Litteratur der Moderne seit den achtziger Jahren weiter entwickelt hat? Aber er fährt fort: „Wenn man vielmehr als Ästhetiker Beispiele einer obscönen oder sinnlichen Darstellung in der bildenden Kunst braucht, so muß man auch immer zu der vom Kaiser »so hoch verehrten« Antike und Renaissance greifen“ usw. „Es ist aber nichts

leichter, als sich einerseits ein Ideal der Antike zurecht zu machen, bei dem alles Anstößige, das die Alten geschaffen haben, sorgfältig ausgeschieden ist, und sich andererseits einen Typus der Moderne zu konstruieren, bei dem nur das Verfehlte und [das] Anstößige eine Rolle spielt, während alles Anständige, Ernste und Tiefe beiseite gelassen wird.“

Die Absicht dieser Bemerkungen liegt so auf der Hand, daß jedes Wort, wenn man nicht ein von Lange selbst gebrauchtes wiederholen will, überflüssig ist. Was hat es damit zu thun, wenn der Kaiser auf die „Ideale der Antike,“ für die Lange ein wunderbares Verständnis zeigt, hinweist, daß die Archäologie und die Geschichte zeigen können, daß es auch zu den Zeiten der alten Griechen und der Renaissance Unflut gab, und wird der Unflut der modernen „Kunst,“ vor der Lange mit so tiefgefühlter Achtung steht, deshalb weniger Unflut? Und ganz abgesehen von dem antiken Unflut, dessen der Kaiser mit keiner Silbe gedenkt, weil er ihm so fern lag, wie Herrn Langes Gedankenwirren, zeigen nicht Werke von Modernen — gerade auch von solchen, wie sie Lange nennt — eine verdeckte Gemeinheit, die auf den reinen Kunstsinne, dem der nackte Leib in seiner Schönheit natürlich nicht im mindesten etwas Unreines ist, wie ein Brechmittel wirkt? Was hat überhaupt mit dem Ideal die Obscönität zu schaffen? Gerade das ist das Wundervolle an der Rede des Kaisers, daß er besser erkannt hat als ein Universitätsprofessor mit seinem Philistergeschmack, wo sie sitzt und ihr Gift austreut, unter dem Deckmantel der Kunst!

Der Kaiser meint aber vielleicht gar nicht, fährt der Artikel dann fort, „die obscöne Kunst, sondern die Schilderung des Elends, die Armeuletemalerei, das sozialistische Drama usw.“ Ja gewiß meint er auch diese kokette Spielerei mit dem Elend, die mit ehrlichem Christentum so wenig zu thun hat, wie der Geldbeutel der auf das Sensationsbedürfnis des blasierten Publikums spekulierenden Künstler. Aber der Artikel erklärt des Kaisers Abneigung gegen diese Sorte moderner Kunst — wir möchten wissen, wie die „kleine Exzellenz,“ Menzel, es aufnahm, wenn sie läse, daß ihr Farbenkunststück des Walzwerks in einem Atem mit diesen Furchenpinslern und Genossen genannt wird — mit zwei wichtigen „Momenten,“ d. h. mit zwei neuen boshaften Unterstellungen, nämlich, „daß er schon in seiner Jugend durch die Atmosphäre seines Elternhauses einseitig auf die Antike und [die] Renaissance hingedrängt worden sei“; und daß es „bei der herrschenden Verwirrung der ästhetischen Begriffe“ . . . „durchaus nicht wunderbar wäre, wenn der Kaiser [bei seiner an sich ja berechtigten Abneigung gegen die Sozialdemokratie] wie so viele Aristokraten den Fortschritt der Kunst mit argwöhnischen Blicken betrachtete, weil er ihn in gewisser Weise mit den politischen Fortschrittsbewegungen identifizierte.“ „Ja, ich würde mich nicht darüber wundern, wenn ihm von reaktionärer Seite eingeredet [immer wieder dieser Kniff!] würde, Künstler, die mit Vorliebe arme Leute oder gar Arbeiter darstellten, seien selbst nichts anderes als verkappte Sozialdemokraten.“

Die Beweiskette ist geschlossen, das Verdikt selbstverständlich: „Der gute Wille des Kaisers ist ja nicht zu bezweifeln,“ aber „auf die Entwicklung der Kunst werden die Worte des Kaisers keinen Einfluß haben.“

Aber das Philistertum? Ja, es kommt jetzt daran. Gerade da, wo er den guten Willen des Kaisers nicht bezweifelt, verschnappt sich Lange in höchst amüsanter Weise. Mitten in seinen Bosheiten, denn auch die Anerkennung des guten Willens ist boshaft, hat er das Lob: „und was er [der Kaiser] von der Verbreitung der Kunst unter dem Volke sagt, sind »goldne Worte.«“ Aber warum sind sie golden? Soll dem Kaiser wirklich ein ehrliches Wort der Anerkennung gegönnt werden? Nein, sie sind golden nur deshalb, weil „gerade die Modernen sie aus vollem Herzen unterschreiben können.“ Es ist ja ein Stichwort derer, die mit der modernen Kunst krebzen gehn, auf das Lange hier hineinfällt: „Denn gerade sie sind es ja gewesen, fährt er fort, die zuerst das Bedürfnis der »Volkskunst« empfunden haben, und — die künstlerischsten Bilderbücher und die besten und billigsten Wandbilder, die uns das Christfest beschert hat, stammen doch gerade von ganz modernen Künstlern her.“

Hat Lange gar kein Gefühl dafür gehabt, wie ergötzlich es wirken muß, wenn er diese Bilderbücher und Wandbilder vor die Siegesallee schiebt? Glaubt er wirklich, daß ein Kunsturteil, dem eine solche Abgeschmacktheit möglich ist, dem Kaiser oder sonst jemand imponant erscheinen wird?

Ja, es sind goldne Worte, die der Kaiser gesprochen hat, nur gerade diesen Plunder, auf den die ästhetischen Philister so stolz sind, hat er ganz gewiß nicht gemeint; dagegen hat er gerade in der Siegesallee gezeigt, wie er seine Worte in Thaten umgesetzt haben will. Er hat die wirkliche Kunst und die wahre Schönheit gemeint, und die sind allerdings etwas Objektives und ein für allemal Gegebenes, wenn es auch Augen giebt — wenn ihrs nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen —, die keine Nerven dafür haben; aber er hat ganz gewiß nicht diese kindischen Unternehmungen gemeint, bei denen sich verständnisvolle Berlegerspekulation mit einem Künstlertum zusammenfindet, das kindlich zu sein glaubt, wenn es mit härtigen Lippen stammelt und lallt wie ein Wickelkind, und volkstümlich, wenn es sich in Formen und Farben kleidet, die so klobig und so einfältig sind, daß das Volk mit starrem Staunen auf solche Leistungen seiner „Gebildeten“ sieht. Wie es scheint, sind auch die Schulverwaltungen im allgemeinen gescheit genug, nicht auf den Unsinn einzugehn.

Die kritische Betrachtung wird die einzelnen Gruppen der Siegesallee verschieden einschätzen — wir glauben, daß die Zunächstbeteiligten das selbst thun werden, daß keiner von denen, die an dem großen Werke haben mitschaffen dürfen, dem andern, dem das Bessere gelungen ist, ehrliche Anerkennung versagen wird, da sie ja Künstler sind. Der Kaiser selbst sagt von ihnen, daß jeder seine Aufgabe gelöst habe, wie er es konnte. Alle aber, die mitgearbeitet haben, dürfen für sich in Anspruch nehmen, daß sie Künstler sind, und daß sie ihr Bestes zu leisten bestrebt waren. Und wohl jedes der geschaffnen Werke darf für sich in Anspruch nehmen, daß es ein Kunstwerk ist, viele davon welche von großem Wert und wahrer Schönheit. „Das Volk“ geht auch mit dem Gefühl an ihnen vorüber, daß sich ihm hier etwas Großes offenbaren will, und wäre es auch nur das Eine, aus wie kleinen Anfängen, aus welchen

Schwankungen und Irrungen zuletzt die Thatkraft des Hohenzollerngeschlechts den Weg zu der Herrlichkeit des neuen Deutschen Reichs gebahnt hat. Nur Mißgunst und Neid können die Künstler spöttisch um die Freude kränken wollen, die sie an ihrer Arbeit und der Vollendung des Werks gehabt haben.

Und nur die unglaubliche Borniertheit des Philistertums kann dieses mit solchen Leistungen, wie diesen Volkserziehungsholgen, „wie sie uns das Christfest beschert hat,“ auch nur von ferne vergleichen. Mit solchen Volksbeglückungsversuchen hat das Streben des Kaisers nichts zu thun. Je mehr sie dem Geiste der modernen „Künstler“ entsprechen, von denen „sie doch gerade herkommen,“ desto weniger. Daß der Kaiser an ihnen achselzuckend vorübergegangen ist, beweist, wie richtig er fühlt.

Es scheint uns, Lange hat das Kunststück fertig gebracht, sich zwischen drei Stühle zu setzen. Den Kaiser hat er taktlos angegriffen — das wird ihm keinen Ruhm eintragen bei allen ehrlichen Patrioten; eine ganze Reihe von Künstlern hat er schwer beleidigt, nur um den Kaiser treffen zu können — sie werden es ihm nicht vergessen; und — sollten wir uns irren? — auch denen gegenüber, von denen er sich mitschleppen läßt, hat er sich den Mund verbrannt. Sie werden wunderliche Gesichter dazu machen, wenn er, um den Schein der Unparteilichkeit und damit der Berechtigung seines Urteils über den Kaiser zu erreichen, einen Teil der Modernen fallen läßt, und gerade den, der die reinsten Konsequenzen des neuen Stils zieht. „Leider, sagt er, ist es ja richtig, daß das Cliquenwesen in unsrer modernen Kunst eine große Rolle spielt [das weiß der liebe Gott!], und daß es nicht an urteilslosen Kritikern fehlt, die in dem Streben, möglichst modern zu erscheinen, mit der guten Kunst [nämlich den Poeten der Wandbilder] auch alles Schlechte, was die Mode bringt, in den Himmel heben.“ „Man denke sich nun Berater, [immer Berater, er hat sie ja so nötig!], die den Kaiser bei passender Gelegenheit auf diese Übertreibungen, auf die wüsten Verirrungen des Symbolismus oder [des] Archaismus hinweisen, etwa bestimmte Seiten des Pan oder gar des Simplicissimus aufschlagen und nun so thun, als ob die ganze moderne Kunst mit diesen Herren oder mit Minne und Balloton und Rhnopff solidarisch wären, als ob alle modernen Kritiker diesen Unsinn billigten. Man begreift dann, wie der Kaiser dadurch in eine tiefe Verachtung gegen alle Kunst hineingeraten konnte, die nicht Menzel oder Wegas oder gar Anton von Werner heißt.“ So geschieht es oft, wenn Lange wiederholt die Reihe der Künstler, für die er zu Felde zieht, mit solchen zusammenknüpft, die mehr bedeuten, wie sich z. B. die Modernen ja immer an Böcklin hängen — ganz gegen dessen Willen, denn wenn er auch gelegentlich ein Knote sein konnte, bei einer Kunst für Knoten wollte er doch nicht Gevatter stehn —, so ungeschickt ist es von ihm, einen Teil der Modernen zu verleugnen, obgleich er nicht im Wesen, sondern nur im Grade von den andern verschieden ist. Nun, sein Geschmac nach dieser Seite geht uns nichts an; er mag mit den Modernen reiten, so weit er will, ihnen können wir ihn überlassen.

Gespannt möchte man darauf sein, welchen Empfang ihm „diejenigen Bildhauer,“ wenn er nach Berlin käme, bereiten würden, als deren höchste

Leistung er es bezeichnet, daß sie es „fertig gebracht haben, in die gut-ausgerichtete Front dieser Kurfürsten und Könige [der Siegesallee] etwas Abwechslung zu bringen,“ und daß sie, „wenn es auch nur ein »Körnchen« eignen Charakters war, das sie dabei hinzuthun durften, entsprechend etwa dem »Rührt euch« bei einer Front ausgerichteter Soldaten,“ doch „aus dieser modernen Sphinxallee etwas einigermaßen Erträgliches“ gemacht haben, während freilich, wenn diese „Statuen wirkliche Kunstwerke“ hätten werden wollen, ein „großer“ Künstler hätte „an diese Aufgabe herantreten und bei ihrer Lösung vollkommen freie Hand haben müssen.“ Aber der „große Künstler“ Herr Professor Lange hätte doch wohl auch zunächst und vor allem ein Schema für die Idee einer „Allee“ erfinden müssen, in das er das Ganze hätte gießen können. Übrigens halten wir es für gewiß, daß auch der wenigst gelungenen Gruppe der Siegesallee, wenn sie irgendwo, in Dessau oder in Magdeburg oder in Göttingen oder in Königsberg, für sich aufgebaut worden wäre, nicht der feierliche Umzug mit den Fahnen des Kriegervereins, der Gewerkschaften usw. und die Weiherede „unsers verehrten Mitbürgers, des Professors K.“ versagt geblieben wäre. Nur dadurch, daß sie alle in zwei Reihen nahe beisammen stehn, scheinen sie das Gemüt mancher Leute zu vergewaltigen. Natürlich zumal solcher, die sie gar nicht gesehen haben.

„Leider ist das nicht der Fall gewesen,“ sagt Lange, nämlich, daß den Künstlern völlig freie Hand bei ihrer Arbeit gelassen worden wäre, wenn auch „der Kaiser »freilich« das Gegenteil versichert.“ Nun, wir glauben dem Kaiser trotz Herrn Lange; wir glauben auch, daß der Weg, den der Kaiser in der Siegesallee eingeschlagen hat, der richtige ist, das Volk zur Kunst zu erziehen — es soll sich an der Schönheit erheben. Daß dazu solche Spießbürgerabgeschmacktheiten wie die Wandbilder und Bilderbücher, die uns das Christfest beschert hat, brauchbarer wären, kann nur die Beschränktheit glauben; über diesen Kram lacht das Volk bloß. Und wir hoffen und glauben auch, daß die Worte des Kaisers doch einen starken Eindruck auf die Entwicklung der deutschen Kunst haben werden, denn sie werden die Künstler, die echte Ideale im Herzen tragen, ermutigen und ihnen die Kraft geben, den Modeschwindel zu überwinden.

J. G.



## Die Toten von 1899



um viertenmal liegt das interessante und musterhaft redigierte Werk: Biographisches Jahrbuch und deutscher Nekrolog, herausgegeben von Anton Bettelheim (Berlin, Georg Reimer, 1900), vor uns, und wie bei den frühern drei Bänden, so versuchen wir auch diesmal in einem Überblick die Summe des Verlusts an bemerkenswerten Männern, den uns das Jahr 1899 gebracht hat, zu ziehen. Er ist nicht so groß wie in den vorhergehenden Jahren. Den Ehrenplatz nimmt unter den Verstorbenen von 1899 mit seinem dem Bande